



Andreas Stückler

Hegemoniale Männlichkeit im Finanzmarkt-Kapitalismus

Einleitung

Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Männer- und Männlichkeitsforschung¹ hat sich vor allem ein theoretisches Konzept als oberster Bezugspunkt, gewissermaßen als die Leitkategorie schlechthin, etabliert, nämlich das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell² (2006).

Im Wesentlichen versteht Connell unter hegemonialer Männlichkeit „jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt“ (Connell, 2006, S. 97), also eine Art männliches Leitbild oder Orientierungsmuster, entlang dessen sich die Konstruktion von Männlichkeit vollzieht, eine Handlungspraxis, die im sozialen Handeln, in der sozialen Interaktion (re-)produziert wird und die Aufrechterhaltung des Patriarchats, also die Herrschaft des Mannes über die Frau, gewährleistet.

Seit seiner Entwicklung Mitte der 1980er Jahre wurde dieses Konzept sehr breit rezipiert und vielfach aufgegriffen, mitunter auch kritisiert. Eine bedeutende Weiterentwicklung stammt von Michael Meuser, der vorgeschlägt, hegemoniale Männlichkeit als ein generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu begreifen, das vor allem aus der kompetitiven Struktur von Männlichkeit resultiert, aus der Konkurrenz der Männer untereinander, aus dem Wettbewerb in homosozialen, allein den Männern vorbehaltenen Feldern (Meuser, 2006a; 2006b). Das zentrale Moment in der Konstruktion von Männlichkeit sei also Konkurrenz unter Männern.

An diese beiden Eckpfeiler der Männlichkeitsforschung – Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit und vor allem dessen Weiterentwicklung von Michael Meuser – möchte der vorliegende Text anknüpfen, um im Weiteren die Frage zu behandeln bzw. diese Frage versuchen aufzuwerfen, welche Rückschlüsse die Annahme einer kompetitiven Struktur von Männlichkeit auf Entwicklungen und Tendenzen der letzten Jahre hin zu einer Zunahme und Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb, insbesondere im Berufs- und Erwerbsleben, zulässt. Oder anders formuliert: Wenn Konkurrenz und Wettbewerb konstitutiv sind für die Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit, was bedeutet das für die

gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart, die vor allem geprägt sind durch eine allgemein wahrnehmbare Zunahme von Konkurrenz in weiten Teilen der Gesellschaft?

Häufig ist in diesem Zusammenhang, als Ursache für diese Entwicklungen, von einer „Ökonomisierung“ die Rede, gleichsam von einer „Vorherrschaft des Marktes“ (Saul, 1998, S. 148). Ökonomische Imperative – sozusagen im Gefolge der heute dominanten neoliberalen Ideologie des „freien Marktes“ – nehmen also überhand, es herrscht gewissermaßen das Primat einer profitgerichteten Marktlogik. Der „Markt“ steht im Mittelpunkt und fungiert als oberste Instanz, seiner Logik ist letztlich alles unterworfen.

Diese zunehmende Marktorientierung betrifft zunächst vor allem den Produktionsbereich, die Unternehmen, die Betriebe und führt dort zu fortschreitenden Rationalisierungen und Restrukturierungen und in der Folge zu einschneidenden Wandlungsprozessen der Erwerbsarbeit – denken wir nur an prekäre Arbeitsverhältnisse, fortschreitende Subjektivierung und Flexibilisierung, steigenden Leistungsdruck, zunehmenden Verdrängungswettbewerb am Arbeitsmarkt usw. Gerade dieser soziale Wandel von Arbeit ist übrigens aufgrund der offenbar starken Kopplung von Beruf und Männlichkeit bzw. männlicher Identität in der Männlichkeitsforschung zuletzt besonders in den Fokus gerückt (vgl. Scholz, 2007).

Allerdings beschränkt sich die vielzitierte Ökonomisierung nicht allein auf wirtschaftliche Bereiche im weitesten Sinne. Auch ursprünglich marktferne Bereiche – wie Bildung, Wissenschaft, Gesundheits- und Sozialwesen – werden mit zunehmender Tendenz entlang von Kosten-Nutzen-Kalkülen und streng betriebswirtschaftlichen Kriterien bewertet.

Diese marktorientierten Rationalisierungsprozesse der Ökonomisierung scheinen sich nun auf einer mikrosozialen Ebene in erster Linie in einer Zunahme und Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb niederzuschlagen – eine Verschärfung, die ganz besonders im Berufsleben spürbar wird. Aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive – vor allem vor dem Hinter-



grund einer Theorie von Männlichkeit und männlicher Herrschaft – stellt sich dann die Frage, welcher Zusammenhang bestehen könnte zwischen der verstärkt wahrnehmbaren „Konkurrenzlastigkeit“ gegenwärtiger Verhältnisse und einer kompetitiven Struktur von Männlichkeit, wie sie Michael Meuser konstatiert. Um die Frage zuzuspitzen: Was hat die evidente Zunahme an Konkurrenz zu tun mit hegemonialer Männlichkeit, im Sinne eines männlichen Leitbildes, wenn Konkurrenz ein für die Konstruktion von Männlichkeit konstitutives Element darstellt? Inwiefern stehen die oben beschriebenen Entwicklungen in Zusammenhang mit Konkurrenz als einem der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit zugrundeliegenden Prinzip? Und wenn es einen Zusammenhang gibt, was können wir allenfalls im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse schließen? Und welche Konsequenzen entstehen letztendlich daraus für Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit?

Um diese Fragen zu beantworten (oder vielmehr Antworten darauf anzuregen – mehr kann dieses Papier nicht für sich beanspruchen zu leisten) wollen wir uns auf den folgenden Seiten den Ursachen der Ökonomisierung und ihrer Folgeerscheinungen widmen. Dazu ist es sinnvoll, sich mit den Funktionsstrukturen des zurzeit vorherrschenden Produktionsregimes – hier mit dem deutschen Wirtschaftssoziologen Paul Windolf (2005a, 2005b, 2008) als „Finanzmarkt-Kapitalismus“ bezeichnet – zu beschäftigen. Ein – wenn auch im Rahmen des vorliegenden Artikels freilich eher oberflächlicher – Blick auf diese Strukturen soll es uns erlauben, jene Prozesse näher zu beleuchten, die hinter den besagten Entwicklungen und insbesondere hinter der allgemein wahrnehmbaren Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb stehen. Die Beschäftigung mit der Funktionsweise des Finanzmarkt-Kapitalismus bietet daher auch plausible Erklärungen für das innerhalb der Männerforschung zurzeit besonders stark thematisierte Phänomen des sozialen Wandels der Erwerbsarbeit. Und nicht zuletzt offenbaren sich all diese Prozesse bei genauerer Betrachtung vor allem als eine Geschichte der Verschiebung und Ausbreitung von Konkurrenz in verschiedenste Teilbereiche der Gesellschaft.

Die Hypothese, die hier plausibilisiert werden soll, lautet, dass hegemoniale Männlichkeit in der Gegenwart aus den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus hervorgeht, und dass die aktuellen, von einer fortschreitenden Zuspitzung von Konkurrenz und Wettbe-

werb geprägten Verhältnisse aufgrund der kompetitiven Struktur von Männlichkeit als die gegenwärtige Form männlicher Herrschaft aufzufassen sind.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Den Ausgangspunkt des vorliegenden Papiers bildet das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell. Von hegemonialer Männlichkeit im Sinne eines vorherrschenden Männlichkeitsideals, d.h. von einer geschlechtsbezogenen Handlungspraxis zu sprechen, ist natürlich in sich schon äußerst voraussetzungsreich und bedarf vielleicht im Hinblick auf das Verständnis des Konzepts eingangs ein paar grundsätzlicher Überlegungen zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen.

Es liegt nahe, dass aus einer Perspektive, die Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit zugrunde liegt, Geschlecht (und Männlichkeit im Besonderen) nicht als etwas Ursprüngliches oder als eine Frage von Natur und Biologie betrachtet wird. Sie impliziert vielmehr die Annahme, dass Männer (wie Frauen) – in Anlehnung an ein Zitat der feministischen Vordenkerin Simone de Beauvoir³ – nicht als solche geboren werden, sondern es werden: Männer und Frauen werden gemacht. Sie erwerben von klein auf – hineingeboren (oder mit Max Weber gesprochen: „hineingestellt“) in die Gesellschaft – eine geschlechtliche Identität, die sich unweigerlich aus einem gesellschaftlichen Reservoir an Werthaltungen und Überzeugungen davon speist, was das Wesen von Frauen und Männern ist und wie Frauen und Männer sind; und das heißt freilich nicht zuletzt: wie Frauen und Männer *zu sein haben*. Geschlecht ist also nachgerade eine zutiefst soziale Kategorie, eingebettet in gesellschaftliche Werte und Normen. Um ein Mann zu sein, muss ich mich vor allen Dingen wie ein Mann verhalten bzw. Erwartungen genügen, die an mich als Mann herangetragen werden. Und im Idealfall, sofern meine Sozialisation als Mann „erfolgreich“ war, entspricht diese Idealvorstellung des Mannseins auch weitestgehend der meinen (und vice versa). Das heißt, Geschlecht existiert nicht als etwas Absolutes in einem wie auch immer gearteten Naturzustand. Oder anders formuliert: Geschlecht „ist“ nicht einfach, sondern wird, immer in Relation zu kulturellen Wertvorstellungen, „getan“; Geschlecht ist, was wir als Frauen oder Männer, innerhalb eines mehr oder weniger engen gesellschaftlichen Rahmens, tun. Oder mit



Judith Butler (2001) gesprochen: Geschlecht bedeutet in allererster Linie „Performanz“.

Diese Auffassung von Geschlecht als soziale Konstruktion dürfte mittlerweile auch außerhalb der Sozialwissenschaften Eingang in die Wissensbestände weiterer Teile der Gesellschaft gefunden haben – oder sollte dies jedenfalls, gemessen am gängigen Sprachgebrauch. Denn der heute sehr weit verbreitete Begriff „Gender“ kann ja tatsächlich nur dann sinnvoll verwendet werden, wenn man Geschlecht nicht als biologisch determiniert begreift, sondern als ein kulturell erzeugtes Faktum.

Ausgehend von der Konstruiertheit, mithin Künstlichkeit von Geschlecht – und insbesondere des Geschlechterverhältnisses – liegt nun freilich auch deren potentielle Veränderbarkeit auf der Hand. Diese Einsicht kann wohl als das größte Verdienst der feministischen Bewegung gelten. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau, die Dominanz des Mannes bzw. die Unterordnung der Frau ist somit keine starre, naturgegebene, unveränderliche, und schon gar keine gottgewollte Tatsache, sondern zu Normen und Regeln geronnenes Resultat menschlicher Handlungen, und damit notwendigerweise eine dynamische, historische Relation; nicht gestützt durch irgendein Naturgesetz, sondern allein durch die Wirkmacht sozialer Normen, die – weil sie soziale Normen sind – suspendiert und verändert werden können.

Und wenn Geschlecht und das Verhältnis der Geschlechter zueinander erst einmal in ihrer Konstruiertheit begriffen wurden, dann können als nächstes die strukturellen Voraussetzungen für deren Konstruktion in den Fokus rücken, die sozialisatorischen Instanzen, die Prozesse der Vergesellschaftung, welche eine gesellschaftliche Struktur hervorbringen, die geprägt ist von der Herrschaft des Mannes über die Frau – oder wie Feministinnen es genannt haben: das „Patriarchat“. Dann kann Herrschaft zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Und das Grundproblem einer jeden Herrschaft ist Legitimation. Es stellt sich also die Frage: Wenn Gott tot ist, und wenn es nicht die Natur ist, welche die Unterdrückung der Frau rechtfertigt, was gewährleistet eigentlich die Herrschaft des Mannes? Kann die Herrschaft des Mannes über die Frau überhaupt legitim sein? Und wenn ja, wie und unter welchen Umständen? Wie muss diese Herrschaft, wie muss Männlichkeit beschaffen sein, welche Konstruktion von Männlichkeit muss quasi zu einer gegebenen Zeit an einem gegebenen Ort vorliegen, um ein hinreichend Maß an Legitimation für sich beanspruchen zu können (und das heißt

vor allem: um auf möglichst geringes Widerstreben der Beherrschten zu stoßen) und so die dominante Position des Mannes im Geschlechterverhältnis dauerhaft zu reproduzieren?

Genau in dieses Spannungsfeld zwischen Herrschaft und Legitimation sticht Raewyn Connell mit ihrem Konzept der hegemonialen Männlichkeit, wenn sie diese als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis (definiert), welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell, 2006, S. 98). Hegemoniale Männlichkeit ist also nachgerade keine Charaktereigenschaft einer individuellen Person, die sich durch besonders dominantes Auftreten auszeichnet, sondern ein vorherrschendes männliches Leitbild, ein dominierendes Orientierungsmuster des *doing masculinity*. Anders formuliert: Hegemonial ist jene Form von Männlichkeit, die sich in einer bestimmten raumzeitlichen Konstellation gegen alternative Männlichkeitskonstruktionen durchsetzt und die Aufrechterhaltung des Patriarchats sicherzustellen vermag. Ändern sich die Voraussetzungen für die Vorherrschaft einer jeweiligen Männlichkeit, wird sie etwa zunehmend infragegestellt und büßt also an Legitimität ein, kann sich das Herrschaftsgefüge verschieben, eine andere Männlichkeit setzt sich durch und konstituiert sozusagen eine neue Hegemonie. Männliche Herrschaft wird also bei Connell mit aller Emphase als historisch und daher unweigerlich dynamisch und Wandlungsprozessen unterworfen begriffen. Sie kann (wie auch jede andere Herrschaft) überhaupt nur von Dauer sein, wenn es gelingt, ihrem Grundproblem der Legitimation hinreichend zu begegnen, indem sie sich an verändernde Rahmenbedingungen und Anforderungen adaptiert. Zu unterschiedlichen Zeiten nehmen daher unterschiedliche Männlichkeitskonstruktionen und -ideale die bestimmende Position ein.

Bedeutsam – und nicht zuletzt von Vorteil gegenüber einem bis dahin in der feministischen Theorie gängigen „Patriarchatskonzept“ – ist die doppelte Relation, die dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit innewohnt. Für Connell ist nämlich die Beobachtung zentral, dass das Patriarchat ja nicht nur Frauen unterordnet, sondern ebenso auch andere Männer, die dem vorherrschenden Männlichkeitsideal nicht entsprechen. Hegemoniale Männlichkeit konstituiert sich also sowohl



in Bezug auf Weiblichkeit wie auch auf andere Männlichkeiten, d.h. das Verhältnis zwischen Mann und Frau einerseits wird bestimmt durch Dominanz des Mannes bzw. durch Unterordnung der Frau, jenes zwischen den Männern durch eine hierarchische Stratifikation andererseits. Diese Perspektive ermöglicht daher auch die Fokussierung auf Machtbeziehungen und soziale Ungleichheiten unter Männern (vgl. Scholz, 2003, S. 3).

So definiert Connell – neben der hegemonialen Männlichkeit – weitere interne Relationen der Geschlechterordnung: Unterordnung, Marginalisierung und Komplizenschaft.

„Untergeordneten“ Männern ist gemeinsam, dass sie alle symbolisch in die Nähe des Weiblichen gerückt werden und daher gewissermaßen keine „richtigen“ Männer sind. In erster Linie spricht Connell hier die Unterordnung homosexueller Männer an. Aber auch heterosexuelle Männer, die etwa als Schwächling, Schlappschwanz, Muttersöhnchen und dergleichen mehr diskriminiert werden, fallen mitunter in diesen Kreis der Ausgestoßenen (Connell, 2006, S. 100).

Den Begriff „Marginalisierung“ verwendet Connell zur Beschreibung von „Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen“ (ebd., S. 102). In diese Kategorie fallen beispielsweise Männlichkeiten der Arbeiterklasse oder schwarze Männlichkeiten.

Mit „Komplizenschaft“ schließlich erfasst Connell das Problem, dass hegemoniale Männlichkeit als Leitbild von den allerwenigsten Männern tatsächlich erreicht wird, also die überwiegende Mehrheit die hegemonialen Muster nicht vollkommen praktiziert, aber dennoch von der Unterordnung der Frauen profitiert. Der durchschnittliche Mann mag ja seine Ehefrau weder schlagen noch sonst in direkter Weise unterdrücken, vielleicht ist er sogar ein Befürworter einer Gleichstellungspolitik und lehnt das vorherrschende Männlichkeitsideal ab, aber durchschnittlich bezieht er in der Regel z. B. ein höheres Einkommen als Frauen, und familialer Kinderwunsch ist seiner Karriere wahrscheinlich tendenziell auch weniger abträglich als etwa seiner Frau oder seinen Kolleginnen. Als „komplizenhaft“ erachtet Connell in diesem Sinne also Männlichkeiten, „die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen“ (ebd., S. 100).

Der dynamische und historische Charakter des Kon-

zepts der hegemonialen Männlichkeit legt nun natürlich auch die Frage nahe, an welchem gesellschaftlichen Ort sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt hegemoniale Männlichkeit formiert, welche Form von Männlichkeit also heutzutage die im Geschlechterverhältnis dominante Position einnimmt. Connells – im übrigen auch für den Zweck des vorliegenden Papiers besonders interessante – Hypothese dazu lautet, dass sich hegemoniale Männlichkeit in der Gegenwart, d.h. in einem globalisierten, neoliberalen Informationszeitalter, vor allem im Bereich des Top-Managements globaler Märkte konstituiert (Connell, 1998, S. 100). Dementsprechend wendet sie sich in jüngster Zeit vor allem der Untersuchung spezifischer Männlichkeiten in Organisationen und Geschäftsunternehmen zu, deren Verständnis für Connell, angesichts der Globalisierung, ein „Schlüsselproblem der gegenwärtigen Geschlechterforschung“ (Connell, 2010, S. 8) darstellt.

Zur kompetitiven Struktur von Männlichkeit

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, ist Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit zum Hauptbezugspunkt in der Männer- und Männlichkeitsforschung avanciert. Vor allem der Aspekt der hierarchischen Struktur von Männlichkeit wird in sozialwissenschaftlichen Arbeiten gerne aufgegriffen.

Aber dem Begriff werden auch Schwächen nachgesagt. Sylka Scholz konstatiert etwa eine Entartung zu einer inhaltsleeren Formel, bedingt durch den breiten Rezeptionsprozess des Begriffes, im Zuge dessen er allzu häufig inhaltlich unbestimmt bleibe. Dieser Effekt lasse sich allerdings nicht zuletzt auch auf Connells Ansatz selbst zurückführen (Scholz, 2003, S. 2).

Michael Meuser stößt quasi in das selbe Horn, wenn er begriffliche Unschärfen im Konzept ortet (Meuser, 2006b, S. 160). Im Bestreben, den begrifflichen Gehalt näher zu bestimmen, schlägt er nun vor, „hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu begreifen, das sich gleichermaßen, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, sowohl in perfekten Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit (so es diese überhaupt gibt) als auch in den sehr viel häufiger verbreiteten untergeordneten Männlichkeiten auffinden lässt“ (ebd., S. 161). Anders als bei Connell, deren Ausführungen zwar bereits auf eine doppelte Distinktions- und Dominanzlogik abzielen, aber letztendlich die Dominanz des Mannes über die Frau ins



Zentrum ihrer Theorie stellen, müsse wesentlich stärker die Relation der Männer untereinander ins Blickfeld rücken.

Zu diesem Zweck zieht Meuser Arbeiten von Pierre Bourdieu zur männlichen Herrschaft und zum männlichen Habitus heran, da er sich davon einen Gewinn an theoretischer Substanz für Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit verspricht. Bei Bourdieu ist die Rede von einer „libido dominandi“ des Mannes „als Wunsch, die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen“ (Bourdieu, 1997, S. 215). Die Gewichtung liegt bei Bourdieu also deutlich stärker auf der homo-sozialen Dimension der Konstruktion von Männlichkeit, also auf der Einsicht, dass Männlichkeit ebenso, wenn nicht vorrangig, in Relation zu Mitgliedern der eigenen Genusgruppe entsteht. Die Konstruktion eines männlichen Habitus vollziehe sich in homo-sozialen Feldern, also in allein Männern vorbehaltenen Räumen, in denen „die ernstesten Spiele des Wettbewerbs“ (ebd., S. 203) stattfänden. Darunter sind jene Handlungsfelder zu verstehen, die stets als männliche Domänen betrachtet wurden, Ökonomie, Politik usw., aber auch weniger öffentliche Bereiche wie Vereine und Freundeskreise. Frauen spielten in diesen Feldern bestenfalls die Rolle von „schmeichelnden Spiegeln (...), die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will“ (ebd.).

Bei Bourdieu werden mithin zwei Aspekte der Konstruktion von Männlichkeit hervorgehoben: „die kompetitive Struktur von Männlichkeit und (...) (der) homo-soziale Charakter der sozialen Felder, in denen der Wettbewerb stattfindet“ (Meuser, 2006b, S. 163). Hegemonie – so die Schlussfolgerung Meusers – stellt demnach ein „Strukturprinzip des männlichen Habitus“ (ebd., S. 171) dar, das sich Männer im homo-sozialen Wettbewerb aneignen und ebendort immer wieder aufs Neue bekräftigen. In den ernstesten Spielen des Wettbewerbs lernen sie nicht nur die Spielregeln, „vor allem lernen sie, diese Spiele zu lieben, mithin die Machtspiele zu lieben, die der Wettbewerb immer impliziert“ (ebd.). Hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip der Konstruktion eines spezifischen Männlichkeitsideals sorgt also für die Herstellung einer Gemeinschaft, die nach Außen hin abgegrenzt und im Inneren, als Resultat der ständigen Competition, hierarchisch strukturiert ist.

Bilden nun die vorangegangenen Ausführungen die Grundlage für weitere Überlegungen, drängen sich meines Erachtens folgende Fragen auf: Wenn Männlichkeit eine kompetitive Struktur aufweist und man Konkurrenz als ein zentrales – wenn nicht *das* zentrale – Moment in der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit auffasst, welches Licht wirft das dann auf Entwicklungen der letzten Jahre – Entwicklungen, die sich zunehmenden Ökonomisierungstendenzen in zahlreichen gesellschaftlichen Subsystemen verdanken? Was sagt das vor allem über Wandlungsprozesse der Erwerbsarbeit aus, die besonders mit erhöhten Flexibilisierungsansprüchen, prekären Beschäftigungsverhältnissen, einem ständigen Verdrängungswettbewerb am Arbeitsmarkt und steigendem Leistungsdruck einhergehen? Subsumiert man all diese Veränderungen und Tendenzen unter eine ubiquitäre Verschärfung von Konkurrenz, welcher Zusammenhang könnte bestehen mit einer von Meuser konstatierten kompetitiven Struktur von Männlichkeit? Sind diese Tendenzen – wenn Männlichkeit und Konkurrenz also in einem direkten Verhältnis zueinander stehen – inhärent männlicher Prägung, tragen sie sozusagen eine androzentrische Signatur? Sind all diese Phänomene Resultate von – wie es Lothar Böhnisch ausdrückt – „«männliche(n) Prinzipien» der Externalisierung“, die durch Globalisierung und digitalen Kapitalismus noch stärker vorangetrieben werden (Böhnisch, 2004, S. 44)? Kurz: Ist die festzustellende verschärfte Konkurrenz ein Anhängsel der kompetitiven Struktur von Männlichkeit und besteht also eine direkte Verwandtschaft mit jener für die Konstruktion von Männlichkeit so konstitutiven Liebe zum Wettbewerb? Und wenn ja, was bedeutet das für den Begriff der hegemonialen Männlichkeit?

Um Antworten auf diese Fragen formulieren zu können, sollten wir uns zunächst mit jenen Prozessen beschäftigen, die hinter den oben erwähnten Entwicklungen stehen, und diese quasi zu ihren Ursprüngen zurückverfolgen. Zu diesem Zweck widmen wir uns einer Analyse der Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus, die für die Intention des vorliegenden Papiers vor allem auch insofern interessant ist, als sie sich in höchstem Maße als eine Geschichte der Verlagerung und Verschiebung von Konkurrenz auf nahezu alle Ebenen der Gesellschaft präsentiert; möglicherweise ist dies ein brauchbares Indiz für den beabsichtigten Brückenschlag zur kompetitiven Struktur von Männlichkeit.



Finanzmarkt-Kapitalismus – eine Wettbewerbs- und Konkurrenzgeschichte

„Finanzmarkt-Kapitalismus“ bezeichnet beim deutschen Wirtschaftssoziologen Paul Windolf das gegenwärtig vorherrschende Produktionsregime. Es sind hierfür auch zahlreiche andere Chiffren im Umlauf, z. B. „Shareholder-Kapitalismus“ oder „Casino-Kapitalismus“⁴ (vgl. Deutschmann, 2005, S. 60). Alle diese Begriffe beschreiben jedenfalls das aktuelle, im Zeichen der neoliberalen Ideologie freier Märkte stehende Wirtschaftssystem, in dem Aktien das dominante Finanzierungsinstrument darstellen und die Beziehung zwischen Finanzmarkt und Realökonomie geprägt ist durch die Funktionsweise globaler Finanzmärkte (Windolf, 2005b, S. 23).

Der vielleicht größte Unterschied zu früheren kapitalistischen Formen des Wirtschaftens besteht vor allem darin, dass sich im Finanzmarkt-Kapitalismus die Kapitalverwertung ex ante vollzieht: Aktien sind ja zukunftsorientierte Zahlungsversprechen. Hier geht es nicht um einen vergangenen Produktionsprozess und dem dabei entstandenen Gewinn eines Unternehmens, sondern um „die Summe zukünftiger Erträge, die Aktionäre von einem Unternehmen erwarten“ (ebd., S. 25 f.). Finanzmarkt und Realökonomie sind im Finanzmarkt-Kapitalismus gewissermaßen entkoppelt: Die Rendite einer Investition ist nicht mehr so sehr eine Frage der Produktion von Gütern und Dienstleistungen sowie deren Bewährung auf dem Markt, sondern jetzt – nicht zuletzt dank des technischen Fortschritts auf dem Gebiet digitaler Kommunikation – gibt es völlig neue Möglichkeiten, „Investitionen ex ante durch den Markt zu bewerten und Bewertungsdifferenzen profitträchtig zu nutzen. (...) Neben dem primären, produktiven Verwertungsprozess entsteht so ein sekundärer, spekulativer Verwertungsprozess, der sich weiter reflexiv vervielfältigt“ (Deutschmann, 2005, S. 63). Gerade das Problem der Spekulation, aber auch die Entkoppelung von Finanz- und Realökonomie waren ja (und sind es eigentlich bis heute) zentrale Themen vieler kritischer Kommentare im Zuge der Finanzkrise⁵.

Christoph Deutschmann hat ein für die überblicksmäßige Darstellung der Struktur des Finanzmarkt-Kapitalismus sehr hilfreiches Mehrebenen-Modell erstellt (wenn auch in der Absicht, die depressiven Effekte auf das Wirtschaftswachstum zu erörtern, was für das vorliegende Papier freilich nicht weiter von Belang

ist) – hilfreich vor allem insofern, die Beziehungen der einzelnen Akteure zueinander zu veranschaulichen. An diesem Modell wollen wir uns daher im Folgenden vorwiegend orientieren (vgl. Deutschmann, 2005, S. 65 ff.):

Die Schlüsselfiguren im Finanzmarkt-Kapitalismus, besonders im Hinblick auf ihre überaus mächtige Position, sind sogenannte institutionelle Investoren wie Investmentfonds, Hedgefonds und Pensionsfonds. Deren Machtressourcen speisen sich vor allem aus zweierlei Sachverhalten: einerseits aus einer Rekonzentration des Eigentums bei eben diesen Fonds (Windolf, 2005b, S. 24) und andererseits aus der daraus resultierenden Trennung von Eigentum und Risiko (Windolf, 2008, S. 526). Tatsächlich halten institutionelle Investoren mittlerweile sehr beträchtliche Anteile an einem Großteil aller Aktiengesellschaften. In diese Unternehmen wird aber nicht investiert, um – wie man es von einem Eigentümer eines Unternehmens erwarten könnte – „aus (ihren) Operationen einen Gewinn zu erzielen, sondern mit dem Ziel profitablen Wiederverkaufs nach einem erwartbaren Anstieg der Kurse“ (Deutschmann, 2005, S. 63). Für die Kontrolle der erworbenen Unternehmen stehen ihnen – wie es im wirtschaftlichen Fachjargon heißt – sowohl die Option „Voice“ als auch die Option „Exit“ zu Verfügung. Im Wesentlichen bedeutet das folgendes: Da die Fonds jeweils nur kleine Anteile an einzelnen Aktiengesellschaften erwerben, können sie diese bei Bedarf relativ problemlos und rasch wieder veräußern („Exit“). Als Kollektiv sind sie allerdings Mehrheitseigentümer und können daher Mitsprache an der Unternehmensführung geltend machen („Voice“) und sicherstellen, dass sich die Unternehmen am sogenannten *shareholder value* orientieren, d.h. den Interessen der Eigentümer entsprechend agieren.

Bei den institutionellen Investoren handelt es sich um eine noch recht junge Erscheinung, eine neue Elite gewissermaßen, die ihre einflussreiche und mächtige Position auf den Kapitalmärkten vor allem der Tatsache verdankt, dass in der Nachkriegszeit private Vermögen (auch in den Mittelschichten) immens angewachsen sind und ein Bedarf nach professionellem Vermögensmanagement entstand (ebd., S. 65). Davor waren Vermögen ja zum großen Teil durch Krieg und andere Krisen in relativ regelmäßigen Abständen vernichtet worden. Auch war damals die Vermögensveranlagung ausschließlich eine Sache der Reichen. Mittlerweile aber ist die Anlage von Vermögen in Aktien oder Fonds-



anteilen zu einem Massenphänomen geworden. Würde man eine Medienanalyse der vergangenen zwei oder drei Jahrzehnte vornehmen, ließe sich wahrscheinlich nachvollziehen, wie vermögens- bzw. anlagebezogene Inhalte, etwa in Zeitungen, zugenommen haben und Informationen über Finanzprodukte sukzessive für ein breiteres Publikum aufbereitet wurden. Besonders im Hinblick auf die Altersvorsorge spielen Fonds heute eine immer größere Rolle.

Nun ist das Verhältnis der verschiedenen Fonds untereinander geprägt von einem harten Konkurrenzkampf um die Gunst der Anleger, der sich darin niederschlägt, dass sie ihren Kunden hohe, teils unrealistische Renditen versprechen. Das bei den Fonds aggregierte Vermögen muss im nächsten Schritt freilich gewinnbringend angelegt werden, was dazu führt, dass die Fonds darauf drängen, Anteile an möglichst vielen profitablen Unternehmen zu erwerben. Wo sie dieses Vorhaben umsetzen und die Kontrolle über Unternehmen gewinnen, versuchen sie die Leitungsstrukturen im Sinne des Shareholder-Value-Prinzips so zu modifizieren, dass ihnen möglichst viel Einfluss auf das Management zukommt. Die Kontrolle über das Unternehmen erhöhen sie durch die Steuerung der Manager und der Beschäftigten mittels bestimmter Zielvereinbarungen und Gewinnvorgaben (ebd., S. 65 f.).

Fonds praktizieren also eine ausgesprochen kurzfristige Politik, die auf Effizienzsteigerung, Messbarkeit individueller Leistungen und höhere Ausschüttungen zugunsten der Eigentümer abzielt. Institutionelle Investoren übertragen – kurz zusammengefasst – „den Konkurrenzdruck, dem sie auf den Finanzmärkten ausgesetzt sind, auf die Unternehmen (...) und zwingen die Manager (...), eine hohe Eigenkapital-Rendite zu erwirtschaften“ (Windolf, 2005b, S. 24). Es wird wohl nicht weiter überraschen, dass die Politik der Fonds empfindliche Unsicherheiten und einen Autonomieverlust für die Manager nach sich zieht. Darauf reagieren diese, wie Deutschmann schreibt, mit einem „doppelbödigen Verhalten“: „Auf der einen Seite pflegen sie die Kunst der Selbstinszenierung und nehmen auf die Konstruktion der Leistungsdaten in einem für sie möglichst günstigen Sinne Einfluss. Auf der anderen Seite suchen sie Risiken zu mindern und sich durch Vermeidung fixer Investitionen ein Höchstmaß an Flexibilität zu sichern“ (Deutschmann, 2005, S. 66). Nicht selten geht das vor allem mit einer Senkung der Lohnkosten einher.

An dieser Stelle befinden wir uns auf ebenjener

Ebene, auf der wir bereits in der Einleitung den Befund eines sozialen Wandels von Erwerbsarbeit (insbesondere durch zunehmende Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit) ausgestellt haben, und dem innerhalb der Männlichkeitsforschung zuletzt große Aufmerksamkeit zuteil wurde. Sylka Scholz etwa untersucht im Rahmen einer Studie in einem westdeutschen Chemieunternehmen, wie (männliche) Arbeitnehmer diese Transformationen erfahren und verarbeiten (dazu Scholz, 2007). Auf dieser Ebene kommt die Trennung von Eigentum und Risiko voll zum Tragen: Das Risiko, das auf den Finanzmärkten lauert, liegt allein bei den Belegschaften der Unternehmen, an denen Fonds Eigentumsrechte erworben haben. Die Folge sind ertragsabhängige Belohnung, flexible Arbeitszeiten und an Konjunkturzyklen angepasste Arbeitsverträge (Windolf, 2008, S. 526). Der Aspekt des Risikos findet sich auch bei Karin Lohr und Hildegard M. Nickel (2005) im Diktum von den „riskanten Chancen“, die Hand in Hand mit der Subjektivierung von Arbeit gingen. Damit meinen sie das paradoxe Phänomen, dass die stärkere Gewährung von Autonomie des Einzelnen im Betrieb eine neue und effiziente Technik der Herrschaft und Ausbeutung konstituiert (Scholz, 2007, S. 57 f.) Das Unternehmen wird als Schiff gedacht, das den Weltmarkt erobern soll, und auf dem alle Beschäftigten auch unter widrigen Umständen zusammenhalten müssen – eine Metapher, die das Management dazu legitimiert, Personal abzubauen und nicht sozial verträglich handeln zu können, da ja der Markt und der Kunde die obersten Bezugspunkte seien (ebd., S. 60). Diametral zum klassischen Bild des Schumpeter'schen Unternehmers⁶, der sich mit seinem Eigentum identifiziert, Verantwortung dafür übernimmt und entsprechend langfristig denkt (Windolf, 2008, S. 532), sind die „neuen Eigentümer“ (Windolf, 2005a) ausschließlich an kurzfristiger Profitmaximierung interessiert. „Unternehmen oder Betriebsteile, die zwar »profitabel« sind, in der globalen Konkurrenz um höchstmögliche Rendite jedoch nicht standhalten können, fallen unter das Verdikt (...): «Fix it, sell or close!»“ (Windolf, 2005b, S. 25).

Die Verlagerung von Konkurrenz, die von den institutionellen Investoren ausgeht, lässt sich nicht nur bis in die Mikroebene verfolgen, es besteht auch eine interessante Interaktion auf der Makroebene (vgl. Deutschmann, 2005, S. 66): Zur Optimierung ihres Geschäftes forcieren die institutionellen Investoren den Abbau nationaler Kapitalverkehrskontrollen und Veränderungen



von Rahmenbedingungen in steuerlicher und gesetzlicher Hinsicht zugunsten der Anleger. In der Folge kommt es zu einer fortschreitenden Liberalisierung der Kapitalmärkte, da sich die Politik diesem Druck nicht entziehen kann. Die internationale Kapitalmobilität nimmt also zu, was die Position der Investoren stärkt und sie in die Lage versetzt, weitere Liberalisierungen durchzusetzen. All dies mündet letztlich in einen „Subventions- und Steuersenkungswettlauf“ (ebd., S. 79) der Staaten um die Gunst der Investoren, in ein erbitertes Ringen um möglichst attraktive Bedingungen. Es herrscht quasi das Primat des „Wirtschaftsstandortes“ – ein Schlagwort, das vor allem dann strapaziert wird, wenn es um die Senkung bestimmter Steuern, Sozialabgaben, Staatsausgaben sowie um die Erhöhung von Zinsen und die Änderung gesetzlicher Rahmenbedingungen geht. Auch bei der immer wieder aufflackernden Diskussion um sogenannte Reichensteuern bzw. eine stärkere Besteuerung von Vermögen wird der „Wirtschaftsstandort“ bevorzugt als Totschlagargument verwendet, in der Befürchtung, das Kapital könnte, gleich einem scheuen Reh, entfliehen und aus dem jeweiligen Land abgezogen werden, um andernorts investiert zu werden, wo die Rahmenbedingungen günstiger sind.

Konkurrenz als genuin männliche Liebe zum Wettbewerb

Dem vorangegangenen Exkurs über strukturelle Fragen des Finanzmarkt-Kapitalismus lagen – wie mittlerweile hoffentlich hinreichend erläutert – vor allem zwei Absichten zugrunde: Zum einen sollte er dazu dienen, jene Prozesse näher zu beleuchten, die hinter den Ökonomisierungstendenzen der vergangenen Jahre, vor allem auch hinter dem sozialen Wandel von Arbeit ablaufen, der in der Beschäftigung mit der Konstruktion von Männlichkeit zuletzt stärker ins Blickfeld rückte. Zum anderen sollte durch die Darstellung dieser Prozesse als schrittweise Verschiebung von Konkurrenz, ausgehend von den Finanzmärkten hin in weite Teile der Gesellschaft, eine Nähe zur – wie es Michael Meuser nennt – kompetitiven Struktur von Männlichkeit hergestellt werden.

Ich möchte nun davon ausgehen, dass das viel zitierte Phänomen der Ökonomisierung, das – wie gezeigt werden sollte – aus den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus und den dort herrschenden Machtverhält-

nissen hervorgeht, mit allen Konsequenzen, und da ganz besonders mit der allgemein wahrnehmbaren sich verschärfenden Konkurrenz, inhärent androzentrische Strukturen aufweist, um nicht sogar zu sagen: die gegenwärtige Form männlicher Herrschaft verkörpert. Es sind Strukturen, die geprägt sind von einer Dominanz der Ökonomie über andere gesellschaftliche Subsysteme. Mit dieser Ökonomisierung, die alles einem strengen Kosten-Nutzen-Kalkül unterwirft, geht eine Zuspitzung von Wettbewerb und Konkurrenz auf nahezu allen Ebenen der Gesellschaft einher. All diese Tendenzen nehmen ihren Ausgang auf den internationalen Finanzmärkten.

Und wenn Konkurrenz das zentrale Element in der Konstruktion von Männlichkeit bildet, wenn jene spezifisch männliche Liebe zum Wettbewerb, diese Liebe zur Macht, die in den „ernsten Spielen“ der homosozialen Räume habitualisiert und inkorporiert wird und für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit so konstitutiv ist, wenn Konkurrenz sozusagen das wesentlichste Distinktionsmittel sowohl gegenüber Männern als auch Frauen darstellt (vgl. Meuser, 2006b, S. 171), dann bietet es sich meines Erachtens an, einen Zusammenhang zwischen dieser kompetitiven Struktur von Männlichkeit und der „Konkurrenzlastigkeit“ gegenwärtiger Verhältnisse anzunehmen. Freilich müsste diese Perspektive, die hier nur angedeutet und grob skizziert werden kann, an anderer Stelle noch weiter vertieft werden.

Connells Hypothese, hegemoniale Männlichkeit formiere sich in der Gegenwart bei „den Managern (...), die in den globalen Märkten operieren“ (Connell, 1998, S. 100), bin ich aus dieser Perspektive geneigt zurückzuweisen. Vorausgesetzt, hegemoniale Männlichkeit ließe sich tatsächlich in diesem Maße lokalisieren, müsste die Hypothese meines Erachtens zunächst dahingehend umformuliert bzw. präzisiert werden, dass sich hegemoniale Männlichkeit in den Funktionseliten des Finanzmarkt-Kapitalismus, d.h. in erster Linie im Bereich institutioneller Investoren wie Investment-, Pensions- und Hedgefonds, konstituiert. Nach allem, was bisher gesagt wurde, würde ich das aber eben nicht so verstanden wissen wollen, dass nun quasi der Hedgefondsmanager und der Investmentbanker den Inbegriff hegemonialer Männlichkeit darstellen und als *das* Leitbild fungieren, in Relation dazu Männlichkeit dann zwangsläufig konstruiert wird. Vielmehr nehme ich an, dass zentrale Vorbedingungen für die Konstruktion von Männlichkeit aus den Strukturen des Finanz-



markt-Kapitalismus erwachsen, sich von dort in breite Gesellschaftsschichten ausbreiten und die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit determinieren. Nicht *dort* also, bei den institutionellen Investoren auf den Finanzmärkten oder in sonst einem Bereich des globalen Top-Managements, formiert sich *eine* umfassende und die bestimmende Position einnehmende hegemoniale Männlichkeit – wie Connell in ihrer Behauptung insinuiert –, sondern *von dort*, aus den Funktionsstrukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus, gehen Systemzwänge und Handlungsimperative aus, welche in unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen je verschiedene hegemoniale Männlichkeiten hervorbringen, die wiederum *eine* männliche Herrschaft konstituieren.

Hegemoniale Männlichkeit geht (ich sage bewusst nicht: konstituiert sich) gegenwärtig aus den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus hervor. Es handelt sich dabei also nicht um ein Männlichkeitsideal, das sich dort in den Finanzmarkt-Eliten herausbildet, und zu dem sich jede andere Männlichkeit positionieren muss. Vielmehr ist davon auszugehen, dass in den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus jene Prämissen angelegt sind, die die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit maßgeblich bestimmen.

Vielleicht bedeutet hegemoniale Männlichkeit zunächst vor allem so etwas wie Konkurrenzfähigkeit innerhalb gegebener Verhältnisse; Verhältnisse, die heute nicht zuletzt, ausgehend von den Finanzmärkten, aus der Verschiebung von Konkurrenz in verschiedenste Teilbereiche der Gesellschaft resultieren. Es sind durch und durch Verhältnisse männlicher Herrschaft, wenn man Männlichkeit als besonders kompetitiv strukturiert auffasst. Hegemoniale Männlichkeit als Leitbild und Orientierungsmuster leistet, was immer notwendig ist, diesen Verhältnissen zu entsprechen, sie zu reproduzieren und damit aufrechtzuerhalten. Diese Entsprechung bringt aber wahrscheinlich, je nach Kontext, – jedenfalls in Nuancen – unterschiedliche Handlungszwänge und Handlungsmaximen mit sich. Umso weniger ist anzunehmen, dass sich eine singuläre hegemoniale Männlichkeit konstituiert, die ihren nachvollziehbaren gesellschaftlichen Ort hat, etwa – wie Connell meint – in den technokratischen Milieus des globalen Top-Managements. Eher entwickeln sich mehrere hegemoniale Männlichkeiten, die im jeweiligen Bereich als Leitbild fungieren.

Dies korrespondiert durchaus mit Ausführungen von Sylka Scholz, die unter Rekurs auf Meuser davon

ausgeht, dass es innerhalb einer Gesellschaft mehrere kontextgebundene Versionen hegemonialer Männlichkeit gibt, die „in der entsprechenden sozialen Organisation in bestimmten kulturellen Vorstellungen und Leitbildern objektiviert“ (Scholz, 2001, S. 8) sind, miteinander konkurrieren und insgesamt eine männliche Hegemonie reproduzieren⁷. Aus ihrer Sicht handelt es sich „bei hegemonialer Männlichkeit um einen hierarchischen Konstruktionsmodus von Männlichkeit“ (ebd., S. 10; Herv. im Orig.), und es komme darauf an, das Wechselverhältnis dieser je unterschiedlichen, in konkreten sozialen Praxen sich konstituierenden hegemonialen Männlichkeiten zueinander zu untersuchen.

Kontexte hegemonialer Männlichkeit

Es sind also relativ viele, je nach Bereich verschiedene hegemoniale Männlichkeiten, die im Kollektiv eine androzentrisch geprägte (Herrschafts-) Struktur reproduzieren.

Zum Beispiel wird ein Wissenschaftler unter den vorherrschenden ökonomisierten Bedingungen anderen Kriterien genügen müssen als ein Investmentbanker oder ein Politiker. Auch wissenschaftliche Ergebnisse werden heute vor allem an ihrer ökonomischen Verwertbarkeit gemessen, die Finanzierung von Universitäten wird vor dem Hintergrund eines politischen „Exzellenzdiskurses“ – so zumindest die Situation in Österreich – an Leistungsvereinbarungen und sogenannte „Wissensbilanzen“ gekoppelt. Der Output und die Qualität wissenschaftlicher Arbeit werden laufend gemessen und evaluiert, diese Werte bilden dann die Grundlage für die Erstellung von internationalen Universitäten-Rankings. Es ist unschwer der hoch kompetitive Charakter des heutigen Wissenschaftsbetriebs zu erkennen. Dieser statthabende Wandel des Wissenschaftssystems auf makrosozialer Ebene hat freilich entsprechende Konsequenzen auf der Mikroebene: Wie Ulrike Felt und Maximilian Fochler (2009) konstatieren, sind Wissenschaftler von heute vor allem an Quantität orientiert und damit in erster Linie an einem möglichst hohen Output, also auf ein adäquates wissenschaftliches Umfeld im Hinblick auf eine rege Publikationstätigkeit. Der wissenschaftliche Lebenslauf wird zunehmend und im wahrsten Sinne des Wortes als „Wett-Lauf“ (ebd., S. 23) wahrgenommen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Einerseits ist es ein „epistemischer Wettbewerb“, der darin besteht, „schneller zu sein als eine meist recht über-



schaubare und bekannte Gruppe von konkurrierenden Teams, die an ähnlichen Themen arbeiten“ (ebd.), andererseits ein „Karrierewettbewerb“ im „Wettlauf um akademische Positionen in einem hochgradig mobilen Wissenschaftssystem“ (ebd., S. 24).

Dies sind freilich – jedenfalls im Detail – andere Herausforderungen, als sie sich etwa einem Politiker stellen. Politiker – wenn wir Politik im Sinne von Staatskunst, grob vereinfacht und zunächst abseits jeder Parteipolitik, in einer Art Schnittstellenfunktion zwischen ökonomischem und soziokulturellem System ansiedeln wollen – stehen unter den Auspizien einer neoliberalen Ideologie des freien Marktes offenbar vor dem Problem, dass der Ausgleich zwischen diesen beiden Systemen immer weniger gelingt. Infolge der Deregulierung der Märkte hat die Politik ihre einst mächtige, finanzwirtschaftliche Position eingebüßt, sind nationale Regierungen zu „Getriebenen der Finanzmärkte“ (Deutschmann, 2005, S. 64) geworden. Im Finanzmarkt-Kapitalismus – wie oben erläutert – stehen Staaten in einem erbarmungslosen Wettlauf um möglichst gute Rahmenbedingungen für Investoren. Es kommt zu einer „progressiven Umschichtung der Steuerlast zugunsten der Kapitaleigentümer und zuungunsten der Lohnempfänger“ (ebd., S. 79). Die Steuereinnahmen sinken also, in der Folge werden Sozialleistungen gekürzt. Stagnierende Löhne, ebenfalls im Namen des „Wirtschaftsstandortes“, senken zudem die Kaufkraft, und in letzter Konsequenz verliert die Politik massiv an Loyalität seitens der Bevölkerung (was im medialen Diskurs vorwiegend als „Politikverdrossenheit“ thematisiert wird). Tatsächlich sehen wir heute eine ständig schrumpfende Wahlbeteiligung, die alteingesessenen „großen“ Parteien – in Deutschland SPD und CDU/CSU, in Österreich SPÖ und ÖVP – verzeichnen historisch niedrige Tiefstwerte, während in ganz Europa, vor allem seit der Finanzkrise, rechtspopulistische Parteien massiv an Zulauf gewinnen. Machterhalt wird unter diesen Prämissen mehr denn je zur obersten Maxime von Regierungsparteien. Klientelpolitik und Bedienung von Partikularinteressen beherrschen das politische Tagesgeschäft, und mit einer verstärkten Orientierung an Meinungsumfragen, einer gezielten Instrumentalisierung von Massenmedien (offenbar vorzugsweise der Boulevardpresse) und anderen populistischen Strategien wird versucht, im Wettbewerb um die Wählergunst am Ende die Nase vorn zu haben.

Würden wir uns forschungspraktisch an einer Rekonstruktion der hegemonialen Männlichkeit von Investmentbankern und Fonds-Managern versuchen, beträten wir wieder ganz anderes Terrain, in dem völlig andere Handlungspraxen gefragt sind. Fonds-Manager haben die Aufgabe, das von ihren Kunden eingeworbene Vermögen zu verwalten und es unter Berücksichtigung aller Risiken und Chancen zu investieren und auf diese Weise überdurchschnittlich zu vermehren. Ihre job description ist also, wenn man so will, vor allem die eines Risikomanagers. Ziel ist die größtmögliche Rendite bei kleinstmöglichem Risiko. Da der Wettbewerb der Fonds untereinander diese dazu veranlasst, Kunden von vornherein sehr hohe Renditen zu versprechen, ist der schmale Grat, auf dem sich das Risikomanagement der Fonds-Manager bewegt, geradezu sinnfälliger. Denn dass das Risiko eines Investments mit der Höhe des angestrebten Gewinns steigt, ist unschwer nachvollziehbar.

Wie schmal der Grat tatsächlich ist, verdeutlicht übrigens folgendes Dilemma, das im Zuge der Finanzkrise sehr eindrucksvoll zutage getreten ist: Da der Fonds-Manager mit Vermögen operiert, die ihm nicht gehören, geht er, im Streben nach Profitmaximierung, häufig höhere Risiken ein, als er eingehen würde, wenn das Risiko eines Verlustes am Ende bei ihm selbst liegen würde. Für dieses vermeintliche Fehlverhalten einer unverschämten hohen Risikobereitschaft hat sich in Frankreich im Zusammenhang mit der jüngsten Finanzkrise der Begriff „Kervielisation“ eingebürgert: Als Namenspatron dient ein ehemaliger Trader der französischen Bank *Société Générale*, Jérôme Kerviel, dem es gelungen ist, durch seine Spekulationen einen Verlust von vier Milliarden Euro zu erwirtschaften (vgl. Windolf, 2008, S. 531). Freilich handelt es sich bei genauerer Betrachtung mitnichten um ein Fehlverhalten im eigentlichen Sinne, das sich an einer mangelnden Moral einzelner Personen oder – wahrscheinlich der populärste Vorwurf im Zusammenhang mit der Finanzkrise – an der Gier der Manager und Banker festmachen ließe. Vielmehr sehen wir uns einem systemimmanenten Problem gegenüber. Salopp formuliert: Profitmaximierung ist des Fonds-Managers Job, und damit gehen unweigerlich Risiken einher, die allerdings in letzter Konsequenz allein der Anleger trägt. Das hochriskante Verhalten der Fonds-Manager ist also gerade in den Funktionsstrukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus angelegt, nicht zuletzt auch in seinen Belohnungsstrukturen: unnötig zu erwähnen, dass natürlich die Boni der Fonds-Manager mit der Höhe des erzielten Profits steigen. Paul Windolf spricht



in diesem Kontext von einer „günstige(n) Gelegenheitsstruktur für Opportunismus“ (Windolf, 2005b, S. 33). Jeder Fonds-Manager und Investmentbanker, der diesem Profitmaximierungs-Imperativ im Wettbewerb um möglichst hohe Renditen zuwiderhandelt, müsste sich quasi den Vorwurf kompletter Irrationalität gefallen lassen. Was nach der Krise als Gier an den Pranger gestellt wurde, definierte vor der Krise den Inbegriff, das Leitbild eines erfolgreichen Investmentbankers.

Aus gegebenem Anlass – da im Zusammenhang mit dem aktuellen Medienskandal in Großbritannien das Gebaren von Journalisten und Reportern Gegenstand heftiger Diskussion ist – wollen wir uns abschließend an dieser Stelle kurz auch diesen widmen. Wie sich kürzlich herausgestellt hat, haben Journalisten der *News of the Week* – ein Boulevardblatt aus dem Medienimperium von Rupert Murdoch – jahrelang Mobiltelefone von Politikern und Prominenten abgehört. Die sich jetzt allorts artikulierende Entrüstung liegt natürlich auf der Hand und ist legitim, allerdings griffe auch hier, wie oben bei den Investmentbankern und Fonds-Managern, die Diagnose zu kurz, dies sei ein Bereich, an dem sich offenbar überdurchschnittlich viele Menschen von fragwürdiger Moral tummeln würden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der mediale Wettbewerb um höhere Auflagen eine Gelegenheitsstruktur dafür bietet, mit allen Mitteln für einen Informationsvorsprung gegenüber der Konkurrenz zu sorgen. Konkurrenz und Wettbewerb sind auch in diesem Bereich die treibenden Kräfte, es ist ein Wettlauf um die beste Schlagzeile, die interessanteste Story, das aussagekräftigste Foto. Es gilt, der Konkurrenz stets einen Schritt voraus zu sein. Insofern würde es nicht weiter überraschen, wenn die Praktiken von *News of the Week* keine Einzelfälle darstellten.

Selbstverständlich sind dies lediglich sehr oberflächliche Darstellungen unterschiedlicher gesellschaftlicher Kontexte und Bereiche, unter dem Einfluss fortschreitender Ökonomisierungstendenzen, und vor allem keine annähernd fundierten und hinreichenden Analysen und Beschreibungen verschiedener hegemonialer Männlichkeiten von Wissenschaftlern, Politikern, Fonds-Managern und Journalisten. Das war aber auch nicht beabsichtigt. Vielmehr sollte gezeigt oder jedenfalls die Annahme gestützt werden, dass die von den Finanzmärkten ausgehende Konkurrenz- und Wettbewerbsverlagerung, quasi als Ausdruck der vielzitierten Ökonomisierung, in den diversen sozialen Subsystemen der jeweiligen System-

logik entsprechend „übersetzt“ wird bzw. „übersetzt“ werden muss. Notwendigerweise müssen wir von recht unterschiedlichen, daraus resultierenden Handlungs-zwängen und daher Handlungspraxen ausgehen, d. h. von der von Bereich zu Bereich differierten Ausbildung von Leitbildern, von der Konstruktion unterschiedlicher hegemonialer Männlichkeiten – und können nicht, wie es Connell versucht, *eine* hegemoniale Männlichkeit an ihrem ganz bestimmten gesellschaftlichen Ort lokalisieren, die als *das* bestimmende Männlichkeitsideal fungieren würde. Auf Basis dieser Überlegungen könnte nun, allerdings an anderer Stelle, die Untersuchung solcher verschiedenen hegemonialen Männlichkeiten in ihren jeweiligen Kontexten ansetzen.

Frauen und Wettbewerb

Eine Reihe von kontextgebundenen Versionen hegemonialer Männlichkeit – so die hier vertretene Hypothese – konstituieren eine alles umspannende männliche Herrschaft. Diese scheint sich in der Gegenwart vor allem durch erhöhte Konkurrenz und Wettbewerb in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Teilbereichen auszuzeichnen. Hegemoniale Männlichkeit formuliert also in den jeweiligen Institutionen und Organisationen bestimmte – und wie im vorangegangenen Abschnitt angedeutet werden sollte: verschiedene – Leitbilder und Ideale, die gewissermaßen Konkurrenz- und Wettbewerbsfähigkeit unter den gegebenen Verhältnissen gewährleisten.

Nun mag der berechtigte Einwand vorgebracht werden, dass diese Leitbilder – vor allem, wenn man das letzte Kapitel als Referenz heranzieht – ja offenbar nicht ausschließlich an Männlichkeit gekoppelt sind und daher nicht allein für Männer gelten. Immerhin gibt es ja auch Wissenschaftlerinnen, Politikerinnen und bestimmt auch Fonds-Managerinnen, ganz zu schweigen von Journalistinnen, für die doch wohl allesamt dieselben, von steigendem Wettbewerb geprägten Bedingungen wie für ihre männlichen Kollegen gelten. Was genau macht also all diese Ideale zu männlichen Idealen?

Das ist eine sehr gute Frage, weil sie vielleicht ein Schlaglicht zu werfen vermag auf ein augenscheinlich sehr zentrales Charakteristikum moderner Männlichkeit und männlicher Herrschaft: Sylka Scholz spricht in diesem Zusammenhang von der Unsichtbarkeit als wesentliches Merkmal moderner Männlichkeit (Scholz, 2003, S.



8), bei Michael Meuser ist sogar die Rede von einer „De-sexuierung“ (Meuser, 2006a, S. 275). Demzufolge haben wir es, vor allem im Hinblick auf Beruf, Karriere und Erwerbsarbeit, mit männlichen Leitbildern und Idealen zu tun, die in der Regel nicht offen als männliche Leitbilder zutage treten und daher von niemandem bewusst als solche wahrgenommen werden. Nichtsdestoweniger sind in ihnen zutiefst männliche Werte inkorporiert, zumal in Bereichen wie Wirtschaft, Politik und Wissenschaft als homosoziale Felder im Sinne Bourdieus, als genuin männliche Domänen, in denen bis heute Regeln gelten, die von Männern gemacht wurden.

Frauen sind von diesen Idealen, die hegemoniale Männlichkeit formuliert, nicht (und vor allem heute nicht mehr) ausgeschlossen, ganz im Gegenteil: Sie können den Leitbildern durchaus entsprechen. Sie nehmen ja auch zunehmend am Erwerbsleben teil, und zuweilen gelingt es einigen von ihnen besser als manchem Mann, auch bei den aktuell gegebenen Verhältnissen, eine sogenannte Karriere zu machen. Grundbedingung dafür ist, dass sie die geltenden Normen und Werte, die inhärent männliche sind, annehmen und zu ihrer Reproduktion beitragen. Gerade daraus bezieht im Übrigen jede Herrschaft ihre Legitimität: aus dem stummen Einverständnis der Beherrschten. Die Gemeinsamkeit des Geschlechts ist also, wie auch empirische Untersuchungen nahelegen (vgl. Scholz, 2004), nur mäßig relevant für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. Vielmehr formuliert diese ein recht allgemeines Ideal, sie ist charakterisiert durch eine „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen“ (Meuser, 2001, S. 14 f.). Gerade das macht aber Männlichkeit – und männliche Herrschaft – umso schwerer zu analysieren.

Weibliche Karrieren, auch in einst männlichen Domänen, sind heute jedenfalls keine Seltenheit mehr – zumindest bis zu einem gewissen Grad. Was berufliche Spitzenpositionen wie etwa das gehobene Management betrifft, muss allerdings festgestellt werden, dass Frauen hier nach wie vor kaum Zugang finden. Meuser führt dies wieder auf die kompetitive Struktur von Männlichkeit zurück, welche letztlich die Machtposition gegenüber Frauen absichert. „Es genügt nicht, die Spielregeln zu kennen, das Machtspiel als solches muss geliebt werden, will man reüssieren. Und genau dies wird in vielfältigen Strukturübungen in der homosozialen Dimension zugrunde gelegt, habitualisiert und inkorporiert“ (Meuser, 2006b, S. 171). Die spezifisch männliche und in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs

erworbene Liebe zur Konkurrenz ergibt sozusagen den Unterschied. Daraus ließe sich also vielleicht die Vermutung ableiten, dass – und das würde ja letztendlich das genuin Androzentrische daran ausmachen – die aktuellen, von einer verschärften Konkurrenz geprägten Verhältnisse Männern zumindest eher entgegenkommen als Frauen. In der Wissenschaft etwa – um das oben kurz angerissene Beispiel wieder aufzugreifen – zeichnet sich unter den ökonomisierten Bedingungen der Gegenwart die Tendenz ab, dass Jungwissenschaftlerinnen eher ihre wissenschaftliche Laufbahn abbrechen (wollen) als ihre männlichen Kollegen, oder zumindest das daraus resultierende, hoch kompetitive Arbeitsumfeld und alle seine Folgeerscheinungen häufiger als Grund für einen Weggang anführen. Felt und Fochler schließen daraus, „dass die wahrgenommenen normativen Anforderungen an eine Karriere in der Wissenschaft eine bessere Passform mit als männlich konnotierten biographischen Mustern als mit weiblichen zu haben scheinen“ (Felt/Fochler, 2009, S. 26).

Um in naher Zukunft Frauen den Zugang zu Spitzenpositionen zu erleichtern und die sprichwörtliche „gläserne Decke“ zu beseitigen, an die sie gegenwärtig ab einem bestimmten Punkt in ihrem Karrierelebenslauf stoßen, wird in Österreich und Deutschland zurzeit besonders heiß die Einführung von Frauenquoten, vor allem in Aufsichtsräten und Vorständen von Unternehmen, diskutiert. Das heißt, ein vorher festgelegter Prozentsatz an Posten soll dann verpflichtend an Frauen vergeben werden. An diesen Ruf nach Frauenquoten scheint, vor allem im frauenpolitischen und medialen Diskurs, auch die Vision einer „weiblicheren“ Wirtschaft geknüpft zu sein, quasi die Vorstellung, der Einzug weiblicher Charaktereigenschaften in einst männliche Bastionen wie die Ökonomie, berge ein Potential für einen nachhaltigen Wandel unseres Produktionsregimes. Dem ist, angesichts des hier Gesagten, zumindest eines entgegenzuhalten: Frauenquoten werden die vorherrschende Unternehmenskultur nicht automatisch verändern. Institutionen wie die Wirtschaft sind inhärent männliche Institutionen, sie funktionieren nach Regeln, die von Männern gemacht wurden, die vorherrschenden Werte und Ideale sind Männlichkeitsideale. Frauen, sofern sie diese Werte annehmen und reproduzieren, stehen mittlerweile – wie gesagt –, zumindest bis zu einem gewissen Grad, eine Reihe von Karrieremöglichkeiten offen. Jene, die es bis ganz nach oben schaffen, haben aber – wie Edeltraud Hanappi-Egger (2011) kon-



statiert – notwendigerweise diese in sich männlichen Normen und Werte, diese maskulinen „Mythen“ und Leitbilder des „guten Managers“ bereits so sehr internalisiert, dass sie diese kaum noch hinterfragen. Sehr zugespitzt ausgedrückt: Nicht die Wirtschaft wird weiblich, sondern die Frauen werden männlich; oder müssen dies jedenfalls – wie auch jeder Mann – sein, um unter derart kompetitiven Bedingungen zu reüssieren. Im Sinne einer Gleichstellungspolitik – wenn es darum geht, Frauen mit denselben Rechten und Pflichten „mitspielen“ zu lassen in den Spielen des Wettbewerbs – mögen Frauenquoten natürlich sinnvoll und nur recht und billig sein. Eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse, geschweige denn eine Überwindung des kapitalistischen Patriarchats, die mitunter von der feministischen Bewegung noch angestrebt wird, werden sie wohl nicht bewirken.

Vor allem darf aber, während über Frauenquoten in Aufsichtsräten und Vorständen von Unternehmen diskutiert wird, eines nicht vergessen werden: Es sind ganz besonders Frauen, die aus der Notwendigkeit individueller Existenzsicherung heraus mit prekären Beschäftigungsverhältnissen, nicht zuletzt im Niedriglohnsektor, konfrontiert sind. Auch insgesamt bekommen Frauen ihre Arbeit (immer noch) deutlich schlechter abgegolten als Männer und sind wesentlich stärker von Teilzeitarbeit betroffen. Offenbar zählen also – neben gering gebildeten Migranten und zunehmend auch Arbeitern eines ständig schrumpfenden Industriesektors – vor allem Frauen zu den ersten Verlierern eines sich zuspitzenden Wettlaufs um Karriere- und Lebenschancen in einer ökonomisierten, dem Diktat globaler Finanzmärkte unterworfenen Gesellschaft. Auch das stützt meines Erachtens die Hypothese, dass die gegenwärtigen Verhältnisse, die aus den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus hervorgehen, androzentrisch strukturiert sind und die aktuelle Form männlicher Herrschaft beschreiben. Es sind Verhältnisse, in denen das kompetitive Moment das zentralste Distinktionsmittel darstellt, Verhältnisse, die Männer und Frauen gleichermaßen unterwerfen, die aber Männern – und sei es eine noch so kleine Elite, gefolgt von einer Schar an „Komplizen“, die in ihrem Schatten die patriarchale Dividende einsammelt – aufgrund der kompetitiven Struktur von Männlichkeit stärker entgegenkommen. Am Ende ist es die genuin männliche Liebe zum Wettbewerb, die den Unterschied macht.

Schlussbetrachtung

Abschließend ein kurzes Resümee: Hegemoniale Männlichkeit hat keinen bestimmten gesellschaftlichen Ort. Hegemoniale Männlichkeit hat ausgesprochen viele Orte innerhalb einer Gesellschaft und ist je nach Kontext unterschiedlich konstruiert. Alle diese kontextuell verschiedenen hegemonialen Männlichkeiten sorgen für die Reproduktion einer alles überspannenden männlichen Herrschaft. Das vorliegende Papier hat vor allem dahingehend argumentiert, dass die heutige Form männlicher Herrschaft – korrespondierend mit einer kompetitiven Struktur von Männlichkeit – sich in erster Linie in einer gesamtgesellschaftlichen Verschärfung der Konkurrenz ausdrückt, als Konsequenz von fortschreitenden Ökonomisierungstendenzen, die ihren Anfang auf den globalen Finanzmärkten haben. Ich habe die Struktur des Finanzmarkt-Kapitalismus in aller Kürze dargestellt, da die hegemonialen Männlichkeiten meines Erachtens aus ebendieser hervorgehen. Hegemoniale Männlichkeit im Finanzmarkt-Kapitalismus bezeichnet jene Leitbilder und Ideale, die in der jeweiligen sozialen Organisation aus dieser Struktur erwachsen, eine Entsprechung mit den daraus – je nach Bereich – resultierenden Anforderungen gewährleisten und damit zur Reproduktion und Aufrechterhaltung der gegebenen Verhältnisse beitragen. Insofern muss hegemoniale Männlichkeit kontextuell variabel gedacht werden.

Frauen sind von den Spielen des Wettbewerbs nicht (mehr) ausgeschlossen, können also durchaus den männlichen Leitbildern genügen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, solange sie die Normen und Werte annehmen und an deren Reproduktion teilhaben. Spitzenpositionen bleiben ihnen allerdings bis heute weitgehend noch verwehrt. Frauenquoten werden hier wahrscheinlich in absehbarer Zeit etwas Abhilfe schaffen. An der inhärent männlichen Unternehmenskultur wird dies aber voraussichtlich wenig ändern.



Fragen zum Text

1. Inwiefern unterscheidet sich Michael Meusers Interpretation der Hegemonialen Männlichkeit vom Konzept Connells?
2. Was versteht Bourdieu unter den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“?
3. Wer sind die zentralen Akteure im Finanzmarkt-Kapitalismus und worin besteht ihre Schlüsselrolle?
4. Welche Konsequenzen ergeben sich für Frauen aus der kompetitiven Struktur von Männlichkeit?

Endnoten

- ¹ Einen sehr brauchbaren Überblick zur Männerforschung, sowohl zu ihrer Entwicklung, als auch zu ihren zentralen Konzepten liefert Dag Schölper (2008) in einem Artikel, der ebenfalls auf gender-politik-online zu finden ist.
- ² Entgegen der Literaturliste des vorliegenden Papiers, in der Connell vorwiegend noch unter ihrem früheren Namen Robert geführt wird, verwende ich im Text durchgehend den Namen, den sie heute als Frau trägt (Raewyn), und spreche auch ausschließlich von „ihr“ und nicht von „ihm“.
- ³ Der Kernsatz aus Simone de Beauvoirs Werk *Das andere Geschlecht*: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es.“ (Vgl. Beauvoir, 2008)
- ⁴ Eine Analogie, die dem Leser bzw. der Leserin im Zusammenhang mit der Finanz- und Wirtschaftskrise, und vor allem mit deren kritischen Aufarbeitung, bestimmt schon desöfteren begegnet ist.
- ⁵ Eine Literaturempfehlung zur Finanzkrise: *Alles Geld verdampft* des dänischen Soziologen Jakob Arnoldi (2009). Einen kurzen, aber brauchbaren Überblick liefert auch Paul Windolf (2009) in seinen *Zehn Thesen zur Finanzmarkt-Krise*.
- ⁶ Joseph Schumpeter war ein bedeutender österreichisch-amerikanischer Ökonom, der sich u.a. mit dem Unternehmertum befasste und das Bild eines innovativen

Unternehmers entwarf, der sich vor allem durch eine Freude am Gestalten, aber beispielsweise explizit nicht durch Gier auszeichnet (vgl. Schumpeter, 1993).

- ⁷ Scholz bevorzugt den Begriff der Hegemonie gegenüber dem der Herrschaft, um den Aspekt des Einverständnisses der Beherrschten und des Fehlens direkter Herrschaft zu unterstreichen. Ich bleibe weiterhin beim Begriff der Herrschaft, im Weberschen Sinne, da dieser sich nachgerade durch jene Eigenschaften auszeichnet, die Scholz ihm abspricht, nämlich die Abwesenheit von Widerstreben, mehr noch: durch das Vorhandensein von Gehorsam (vgl. Weber, 1980, S. 28). Es spricht eher für eine Legitimitätskrise von Herrschaft, wenn sie der Gewalt und Repression bedarf.

Literatur

- Arnoldi, Jakob; 2009: *Alles Geld verdampft. Finanzkrise in der Weltrisikogesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Beauvoir, Simone de; 2008 (1951): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Böhnisch, Lothar; 2004: *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa
- Bourdieu, Pierre; 1997: *Die männliche Herrschaft*. In: Dölling, Irene / Kraus, Beate (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 153-217
- Butler, Judith; 2001 (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn; 2010: *Im Innern des gläsernen Turm: Die Konstruktion von Männlichkeiten im Finanzkapital*. In: *Feministische Studien*, Heft 1, Mai 2010, S. 8-24
- Connell, Robert W.; 1998: *Männer in der Welt. Männlichkeiten und Globalisierung*. In: *Widersprüche*, Heft 67: *Multioptionale Männlichkeiten*, S. 91-105
- Connell, Robert W.; 2006 (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich



Deutschmann, Christoph; 2005: Finanzmarkt-Kapitalismus und Wachstumskrise. In: Windolf, Paul (Hrsg.): Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen (Sonderheft 45 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 58-84

Felt, Ulrike / Fochler, Maximilian; 2009: Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben. Department of Social Studies of Science, Universität Wien

Hanappi-Egger, Edeltraud; 2011: The Triple M of Organizations. Man, Management and Myth. Wien: Springer

Lohr, Karin / Nickel, Hildegard M. (Hrsg.); 2007: Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot

Meuser, Michael; 2001: Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Janshen, Doris / Meuser, Michael (Hrsg.): Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, I. Jg., Heft II, digitale Publikation; http://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf (10. 8. 2011)

Meuser, Michael; 2006a: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Meuser, Michael; 2006b: Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: Aulenbacher, Brigitte / Bereswill, Mechthild / Löw, Martina / Meuser, Michael / Mordt, Gabriele / Schäfer, Reinhild / Scholz, Sylka (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster: Westfälisches Dampfboot; S.160-174

Saul, John R.; 1998: Der Markt frißt seine Kinder. Wider die Ökonomisierung der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Campus

Schölper, Dag; 2008: Männer- und Männlichkeitsforschung – ein Überblick. http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/dag_schoelper/dag_schoelper.pdf (27. 5. 2011)

Scholz, Sylka; 2003: „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel?; http://www.ruendal.de/aim/tagung04/pdfs/sylka_scholz.pdf (22. 1. 2011)

Scholz, Sylka; 2004: Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot

Scholz, Sylka; 2007: Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswil, Mechthild / Meuser, Michael / Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S.51-67

Schumpeter, Joseph Alois; 1993 (1911): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmervorteil, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus. Berlin: Duncker & Humblot

Weber, Max; 1980 (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr

Windolf, Paul; 2005a: Die neuen Eigentümer. In: Ders. (Hrsg.): Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen (Sonderheft 45 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 8-19

Windolf, Paul; 2005b: Was ist Finanzmarkt-Kapitalismus? In: Ders. (Hrsg.): Finanzmarktkapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen (Sonderheft 45 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 20-57

Windolf, Paul; 2008: Eigentümer ohne Risiko. Die Dienstklasse des Finanzmarkt-Kapitalismus. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 37, Heft 6. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlag, S. 516-535

Windolf, Paul; 2009: Zehn Thesen zur Finanzmarkt-Krise. In: Leviathan, 37.Jg. (2009), Heft 2, S. 187-196



Links

ATTAC – Netzwerk für eine demokratische Kontrolle der Finanzmärkte

<http://www.attac.at/>

Arbeitskreis Kritische Männerforschung

<http://www.menstudy.de/>

Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung

<http://www.ruendal.de/aim/gender.html>

FORUM MÄNNER

<http://www.forum-maenner.de/>

Autor

Andreas Stückler, Jahrgang 1982; Studium der Soziologie an der Universität Wien. Derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Österreichischen Plattform für Interdisziplinäre Altersfragen (ÖPIA) sowie Dissertant an der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte vor allem in der Rechts- und Kriminalsoziologie, der Männlichkeits- und Geschlechterforschung sowie in der Alter(n)sforschung.

Weitere jüngere Publikationen:

Stückler, Andreas, 2011: Zur diskursiven Konstruktion des Straftatopfers. In: Neue Kriminalpolitik 2/2011; S. 60-64